Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und

Kunst

Band: 26 (1936)

Heft: 3

Artikel: Der Ueberwinder [Fortsetzung]

Autor: Aeby, Alfons

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-634281

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 29.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Nr. 3 - 26. Jahrg.

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern

18. Januar 1936

Winter. Von Arno Holz

Du lieber Frühling! Wohin bist du gegangen? Noch schlägt mein Herz, was deine Vögel sangen. Die ganze Welt, war wie ein Blumenstrauß, Längst ist das aus! Die ganze Welt ist jetzt, o weh, Barfüßele im Schnee. Die schwarzen Bäume stehn und frieren, Im Ofen die Bratäpfel musizieren,
Das Dach hängt voll Eis.
Und doch: bald kehrst du wieder, ich weiß, ich weiß!
Bald kehrst du wieder,
O nur ein Weilchen,
Und blaue Lieder
Duften die Veilchen.

Der Ueberwinder. Roman von Alfons Aeby.

Munter schritt Lothar dem kleinen Bahnhofe zu. In einer Viertelstunde fuhr ein Zug nach der Stadt. Unversüglich wollte er daheim seine Siebensachen zusammenpacken und in den nächsten Tagen von Römerswyl Besitz ergreisen. Er freute sich unsäglich. Wippenden Ganges schritt er auf dem Bahnsteig auf und ab. Aber je sonniger und gesegneter sich ihm aus dem erlebten Tage die Zukunft erschloß, desto düsterer wuchsen die Schatten der Bergangenheit auf.

Lothar Waldauer war der Sohn eines Raufmanns, der in einem fleinen Spezereiladen Raffee und Rudeln gu Einheitspreisen verkaufte, ohne je daran zu denken, aus seinem Gewerbe mehr herauszuholen, als zum Leben nötig war. Der Raufmann Waldauer frankelte seit seiner zweiten Che und verfroch sich immer mehr in eine unternehmungslose Selbstaufriedenheit. Um so resoluter nahm die ruftige zweite Gattin das Geschäft in ihre Sande. Bon den beiden Söhnen hielt sich Lothar aus erster Epe an den Bater, indes Karl, der Sprößling aus zweiter Epe, nur die leibliche Mutter 311 kennen ichien. Beide studierten. Der eine im Seminar, der andere auf dem Gymnasium. Da verschärften sich die natürlichen Gegensätze zu oft nedenden Wortgefechten über den erworbenen Bildungsgrad. Eines Tages wurden sie handgemein. Der Vater kam dazu und suchte die Sikköpfe 34 scheiden. Der Schwerkranke erregte sich dabei, daß ihn ein schwerer Sustenanfall übernahm; Blut brach aus seinem Munde, und er stürzte auf die Steinfliesen der Sausflur nieder. Nach zwei Tagen starb Bater Waldauer.

Die Ratastrophe entzweite die Stiefbrüder völlig. Lothar mied das elterliche Haus und besuchte auch nach bestandenem Examen die Stiefmutter nicht. Zufällig erfuhr er, daß man das Haus im Dorfe verkauft habe und nach der Stadt übersiedelt sei. Lothar wohnte seit drei Wochen bei einer Tante in derselben Stadt, aber er unterließ es, durch die Straßen zu streisen, um unliedsame Begegnungen zu versmeiden. Der Hader lastete dennoch bedrückend auf seinem Glück.

Der Zug pfeilte heran und fegte die dustere Stimmung weg.

Leichtfüßig ersprang er das Trittbrett, saß aufrecht im firnisduftenden Gestühl des neuen Wagens, nahm den Sut vom Saupte und strich mit fühnem Fingerkamm durch seinen braunlodigen Saarschopf. Schön war das Leben, wenn man so hohen Zielen zustrebte.

Als der Zug aus dem Bahnhof glitt und den hohen Fahrdamm dahinschwebte, überflogen seine Blide nochmals das schimmernd im Abendglanz ruhende Dorf. Längst schien es ihm vertraut.

Sein Blid suchte das gelbe Haus mit den grünen Fensterladen. Im Schein der roten Sonne sach es wie ein verwunschenes Schlößchen aus. Nur die Herzen in den Lasden waren dunkel. Aber die Einbildungskraft Lothars ershellte sie und formte alle zu einem einzigen großen Herzen, dessen Füllung wie im Filmzauber ein rassigsschöner Mädchenskopf verklärte.

3. Rapitel.

Im heiß zerwühlten Bette rang Lothar mit den Erslebnissen von Römerswyl. Seine sinnlich lebhafte Phantasie gaukelte ihm die Zukunft als eine Fata morgana vor.

3

Aber plöklich war ihm, als sei der Vater in die Kammer getreten. Er trug die lange Pelerine, weil er stetsfort fror, auch wenn er im Laden herum hantierte, und auf dem Ropfe sah die Angoramühe; alles an ihm war schwarz, nur das Gesicht mit der spihen Nase, dem spihen Kinn und den noch spiheren Backenknochen war weiß wie Gips. Wie zwei giftige Phosphorlichter blikten die Augen auf seinen Aelsteften, in einer Antwort heischenden Frage. Entsekt drehte Lothar das Licht an und sprang aus dem Bette. Er war in Schweiß gebadet. Seine Pulse jagten.

Es war eine Vision. Aber sie hatte ihn erschüttert. Er ließ das Licht brennen, stammelte ein Gebet und tat das Gelöbnis, andern Tages zur Versöhnung bei der Stiefnutter vorzusprechen. Es würde ihm schwer fallen, um Karls willen, aber der Vater sollte im Grabe seine Ruhe haben.

Als er am Morgen seiner Tante den Entschluß mitteilte, bestärkte sie sein Vorhaben, denn sie war, wie ihr verstorbener Bruder, frommen und versöhnlichen Geistes.

Am späten Nachmittag nahm er den Besuch vor. Erst war er unrastig durch ein paar Gassen gelausen. Nun trat er in einen hellen und weiten Hausflur und stieg die blanke Stiege hinan. Eine erdrückende Schwermut besiehl ihn. Wie konnte sich Frau Waldauer erlauben, in einem solch vorsnehmen Hause zu wohnen. Er hatte nicht gewußt, daß sie so reich sei. Freilich hatte sie es von jeher geliebt, vorsnehm zu tun.

Er suchte bei jeder Türe nach ihrem Namen. Endlich las er auf einem glänzenden Messingschild: Karl Waldauer, stud. jur. Also der Student Waldauer wohnte hier und nicht die Frau Waldauer.

Nach einigem Zaudern läutete er. Ein hübsches Dienstemädchen, in weißer Schürze, fragte nach dem Begehr. Lote har verschlug es die Worte, denn er meinte doch an die fasche Adresse geraten zu sein. Er wollte wahrhaft nicht zu einem Medicus. Da erschien neben dem Mädchen die Mutter. Beinahe hätte er sie nicht erkannt. Nie hatte sie früher ein solch helles und elegantes Seidenkleid getragen. Sie stammte ja aus schlichten, däuerlichen Verhältnissen. Die Frau, die er bestaunte, aber war eine Städterin, wie es schien, eine Dame aus vornehmstem Hause. Nur das Geslicht gehörte der Frau vom Lande, ein gesundes, pralles Gesicht mit einem Blid und einer Stirne, die ecigen Bauernstroß verrieten. Und darum erkannte Lothar seine Stiefsmutter.

"Guten Abend, Mutter", sagte Lothar und stredte ihr die Sand entgegen.

Bevor sie antwortete, schickte sie verlegen das Mädchen fort. Dann erst reichte sie ihm zögernd die Sand. Die Besgrüßung war so fremd, daß er fragte, ob er einen Augensblick ihre Zeit in Anspruch nehmen dürfe.

Sie nidte errötend.

Bon einem komfortablen Bestibül folgte er ihr in einen Salon. Dieser Raum übertraf an vornehmer Ausstattung alles, was Lothar in seinem schlichten Kandidatenleben je gesehen hatte. Das ganze Gemach war mit neuen Möbeln ausgestattet, alles stilvoll modern und zwedmäßig. Kein Stüd erinnerte an die einfache, bürgerliche Stube von dasheim, da der Bater noch lebte.

"Nimm Plat", sagte die Frau und wies mit knapper Sandbewegung auf das Rlubsofa. Lothar aber sette sich beengt und bedrüdt auf einen Polsterstuhl an die Wand. Er hatte das Gefühl, doch im Wartezimmer eines Arztes zu sein. Sein Serz klopste heftig; eine Beklemmung schnürte ihm die Kehle. Mit angstvoll verwunderten Augen sah er auf die Frau, die am Tische sah. Immer wieder mußte er sich fragen, ob diese Dame wirklich seine Berwandte sei, und der Gedanke betäubte ihn, daß er gekommen, um Friesben und Versöhnung zu erbitten. Nein, sie kam ihm fremd vor, so fremd wie die Ausstattung ihres Wohnraumes, fremd und unnahbar. Ia, so war sie eigentlich immer gewesen, ihm fremd, dem Bater fremd und nur des andern Mutter und Beschützerin.

Endlich ermannte er sich halbwegs und sagte: "Ich will nicht lange stören!"

"Mich störst du nicht", sagte sie und legte ihre weißen, gefalteten Hände würdevoll auf den Tisch. "Rarl kehrt um vier Uhr heim." Dabei sah sie nach der Standuhr, und ihre Blicke verweilten darauf, nachdem sie längst die Zeiten abgelesen hatte. Es geschah wohl, um auf die wertvolle Uhr ausmertsam zu machen. Lothar wenigstens empfand es so. Also eine halbe Stunde hatte sie übrig für ihn, dann kam der andere, dann durfte er nicht mehr hier sein.

Er atmete schwer: "Ich will mich beeilen vorzubringen, was ich zu sagen habe." Sie nickte. "Ich habe nun ja mein Examen bestanden und bin an die Oberschule von Römerswyl ernannt."

"Ich weiß es aus der Zeitung", sagte sie.

Er stutte: "Ich habe es dir auch geschrieben."

"Geschrieben?" zweifelte sie, besann sich jedoch rasch, "In der Stadt kann leicht ein Brief verloren gehen. Ich habe ja auch keine große Korrespondenz."

Korrespondenz, sagte sie nobel. Aber es war nicht nur diese Prahlerei, die Lothar schwerzte, es war vielmehr der Berdacht, daß sie lüge, um Karl aus der Patsche zu ziehen, der vermutlich den Brief unterschlagen hatte. Nun brachte er das Wort von der Versöhnung nicht über die Lippen. Es drängte ihn vielmehr, dieser seelenlosen Täuschung etwas Gegenständliches, etwas Festes entgegenzuhalten. Sastig sagte er: "Ich möchte um einige Möbel bitten oder um etwas Geld."

"So", sagte sie und hob unwillig den Ropf.

"Ich bekomme im Schulhause eine eigene Wohnung, und ich muß mich standesgemäß einrichten."

"Welche Summe würdest du benötigen?"

"Mit fünfhundert Franken wäre mir gedient."

"So viel!" Sie strich mit den runden, kurzfingerigen Händen heftig über den Tisch. "Und woher meinst du, daß ich so viel Bargeld nehmen soll?"

"Ich vermute, es sei etwas vom Verkaufe des Hauses und Geschäftes übrig geblieben."

Sie lachte: "Borerst mußten die Schulden bezahlt werden. Du weißt, dein Bater war ein schlechter Rechner. Dein Studium hat auch nicht wenig gekostet."

Der Hinweis auf sein Studium, wozu ihm vor allem in den letzten Jahren seine Tante Margrit verholfen hatte, empörte ihn. Er wurde keder. "Ich denke, Karls Studium mehr."

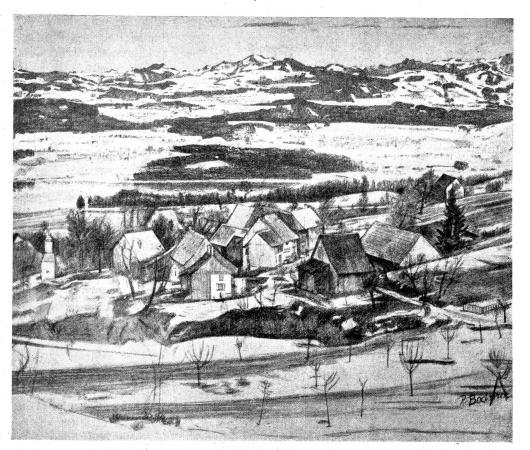
"Dafür wohne ich bei ihm. Wer hat mir nach dem schreck= lichen Tode ein Seim gebo= ten? War es nicht Karl?"

"Sätte man mir die Mitstel in die Sand gegeben, dann wäre das Seim nicht schlimmer ausgefallen als dieses hier, nur vielleicht nicht so reich."

Sie schlug die Sände 311= sammen. "Mein Gott, willst du spotten; deswegen bist du also hieher gekommen?"

"Nein, deswegen nicht." Feucht schoß es plötzlich in seine Augen. "Mutter", sagte er mild und bittend, "ich bin gekommen, um mit dir und Karl Frieden zu machen."

Da schrillte draußen die Glode und kurz darauf ging mit hartem Schlage die Türe. Karls Stimme ersklang, und ungescheutes Mädchenlachen antwortete.



Paul Bodmer: Der Weiler.

Die Frau war jäh aufgestanden. Ganz Erregung und Berlegenheit flüsterte sie: "Um Gottes willen, sprich nichts mehr von Geld."

Karl trat ins Zimmer, stramm, schneidig, die kurze, sehnige Gestalt in vorteilhafter Gewandung, das Gesicht strokend in gebräunter Gesundheit. Die Hakennase und das eigenwillige Kinn wollten die Reise eines Mannes vortäusichen, aber um den breitstirnigen Schädel wehte die Lodensfülle großer Jugend.

Seine kahenhellen Augen schossen blithhaft auf den Gast. Rein Wimperzuden verriet Erstaunen. Er grüßte knapp, schritt lässig am Tische vorbei und warf seine Mappe auf ein Mahagonitischen in der Fensternische.

Lothar war von der Erscheinung des Halbbruders so betäubt, daß er wie gelähmt da saß und den Gegengruß vergaß.

Rarl wandte sich der Mutter zu und erklärte mit dunkler Stimme, daß die Allogrogia heute Sigung habe.

"Willst du nicht etwas essen? Emma hat im Speises zimmer gedeckt", sagte die Mutter sorglich.

Karl prahlte: "Der Senior gehört als erster auf den Bosten. Heute abend ist Kommers. Adieu, Mutter."

Die Sufte schnellend schidte er sich jum Geben an.

Da erhob sich Lothar, trat, sich bemeisternd, dem Prot entgegen und hielt ihm grüßend die Sand hin: "Guten Abend, Karl."

Der Student machte eine heftige Bewegung und knurrte über die Achsel: "Ich habe bereits gegrüßt. Was willst du noch?"

In Lothar regte sich das bose Blut; der alte Hader wurde heftig wach. "Was ich will? Mein Recht!"

"Dein Recht?" höhnte Karl.

"Jawohl, mein Recht!"

"Und das wäre?"

"Mein Recht als der Aeltere."

"Gedenkst du uns hier zu befehlen?"

Lothar ärgerte das burschifose Getue. Aber er antwortete schlicht: "Ich will keine Komödie. Auch ich bin ein Sohn Christoph Waldauers und ich möchte meinen Anspruch an der Hinterlassenschaft geltend machen."

Karl lachte mit wolfscharfen Zähnen: "Entscheide, Mutter, was du entbehren kannst."

Die Mutter seufzte: "Soll ich in leeren Zimmern wohnen?"

"In diesem Falle behaltet auch meinen Anteil."

"Sehr gnädig, Berr Lehrer", spottete Karl.

"Was für den einen recht ist, ware für den andern billig."

"Ich schenke dir meinen Anteil billig", höhnte Karl. "Du kannst dich hier hereinsehen."

Da hing sich die Mutter an ihren Liebling: "Karl, Karl, was fällt dir ein?"

Karl wies auf seinen Bruder: "Er meint, er habe die ersten Anrechte."

Lothar versuchte nochmals ein vermittelndes Wort: "Ich bin nicht gekommen, um zu streiten. Ich suche den Frieden. Ihr könnt es mir nicht verargen, wenn mir daran liegt, als ein Angehöriger der Familie betrachtet zu werden.

Ich bin nun Lehrer. Und du, Karl, sollst nicht über meinen Beruf spotten!"

Rarl lachte.

Lothar sagte: "Ich will meine Wirksamkeit mit glatter Rechnung beginnen."

"Du meinst, ich sei ein Fehler in dieser Rechnung", bes merkte der Student herb. "Ich scheide gerne aus."

"Karl", rief die Mutter, "du bleibst bei mir. Hier befehle ich."

Der Student schüttelte abwehrend seine Mähne und deutete auf seinen Gegner.

Nochmals wandte Lothar versöhnlich ein: "Warum müssen wir denn im Hader leben? Wenn wir uns zu Baters Zeiten aus jugendlicher Torheit nicht vertragen konnten, so sollte uns doch der jähe Tod zur vernünftigen Gesinsnung gebracht haben."

Karl biß sich in die Lippen, daß jede Weichheit in die Jähne gepreßt wurde. Teuflisch zischte er: "Dann müßte man vergessen, daß du ihn getötet hast."

"Ich?" schrie Lothar in wilder Empörung.

"Schrei nicht so toll", unterbrach ihn Karl, "das äns dert nichts mehr."

"Diese ganze traurige Geschichte magst du verantworten, du Zänker!" Lothar schnob in aufwallendem Zorn.

Karl knickte wie ein Fechter ein, der zu den letzten Streichen ausholt, und seine Worte fielen schmissig: "Zänster? — Ia, ich will es sein. Zwischen uns soll Unfriede herrschen, wie er immer geherrscht hat. Ich mag dich nicht leiden; dein Wesen, deine Gedanken, deine Gebärden und

deine Stimme vertrag' ich nicht. Ich bin aus anderem Material als du. Ich mag keine Gründe angeben. Ich bin nun einmal ein solcher Mensch. Ich kann dich im besondern und die Schulmeister im allgemeinen nicht ausstehen. Unsere Wege laufen weit auseinander."

Frau Waldauer trat zwischen die Streitenden und sagte entschieden zum unerwünschten Besucher: "Wie verantwortest du es, unseren Frieden gehässig zu stören?"

Lothar starrte unverständlich auf die Frau und sagte mühsam: "Solcher Weise beliebt es euch, meine Absicht aufzufalsen. Dann ist es gut!"

"Phrasen", rief Karl, "genug der Komödie."

"Ia, genug, ich gehe", sagte Lothar. In seinem Kopfe rauschte das Blut. Er suchte nach einem Worte, das zün= den sollte wie ein Blitz. Er fand es. An Karl vorbeischrei= tend, rief er mit bebender Stimme: "Du bist ein Kain!"

Er schwenkte seinen Hut, um das Weh, das ihm in den Augen brannte und ihn blendete, zu verscheuchen, und ktürzte aus dem Zimmer. Die zornige Hand faßte hart die Klinke und war im Begriffe, die Türe in den Rahmen zu schmettern, aber im letzten Augenblick bezwang er sich und schloß sie sachte zu.

Er wankte die Treppe hinunter, als steige er in eine Schlucht und Gruft hinab. Mit einem halben Schrei torkelte er aus der Haustüre in das Getriebe der Straße hinaus. Tief holte er Atem und hauchte alle Widerwärtigkeit von sich. Sein Selbstgefühl versteifte sich zu Troz. Kein zweites Mal würde er zum Bettler werden.

(Fortsekung folgt.)

Vor 400 Jahren eroberten die Berner die Waadt.

Die alten Berner haben immer eine großzügige Politik betrieben. Bon jeher waren sie bestrebt, sich nach We= sten zu sichern, ihr Besitztum bis zum Jura auszudehnen und vor allem die Stadt Genf in kein Abhängigkeits= verhältnis treten zu lassen. Genf, Tür und Tor zur Eid= genossenschaft, wie ein alter Geschichtsschreiber meinte, unterstand im Mittelalter einem Bischof, wußte sich aber gegen dessen Uebergriffe immer zu wehren. Da bekam 1287 Graf Amadeus von Savonen das Inselschloß in der Rohne in seinen Besitz und zwang nun den Bischof, ihn als "Bisdomne" anzuerkennen. So ging praktisch die Zivils und Polizeigerichtsbarkeit in Genf an das haus Savonen über, das zukünftig auch dafür sorgte, daß nur seine Günstlinge auf den Bischofstuhl kamen. Die Bürger von Genf hatten ihre liebe Not, wenigstens einen Teil ihrer Freiheit zu behalten. In der höchsten Not schlossen sie 1519 mit Bern und Freiburg ein Burgrecht ab. Die Eidgenoffen standen aber seit den italienischen Feldzügen in einem Bündnis-vertrage mit Savonen. Daher protestierte der Herzog Karl III. von Savonen gegen dieses Burgrecht und brachte es glüdlich dazu, daß die Tagsahung es als ungültig erflärte. Run fing die savonische Schredensherrschaft erst recht an. Der junge Genfer Ratsherr Philipp Berthelier, der sich den Machinationen energisch widersetzte, wurde gefangen ge= sett und hingerichtet. Genfer, die savonisches Besitztum betraten, wurden ohne weiteres verhaftet. Auch ein anderer Genfer, Lévrier, wurde enthauptet. Die Genfer wandten sich wieder an Bern, und am 8. Februar 1526 konnte das Burgrecht erneuert werden. Auch die Bürger von Laufanne ichlossen, gegen den Willen ihres Bischofs, ein Burgrecht mit Bern und Freiburg. In ähnlicher Weise übernahm Bern auch den Schutz von Payerne, Neuenburg und Biel.

Unterdessen zwangen die Genfer etwa 40 "Mameluken" (Anhänger des Herzogs), die Stadt zu verlassen. Wutsvoll schloß der Savoner den sogenannten "Löffelbund" gegen Genf, so geheißen, weil der Herzog an einem Bankett ersklärte: "So wahr ich dich halte (er hob den Löffel auf), so fressen wir Genf!"

Im Jahre 1529 erschien erstmals eine Hilfsmannschaft von 800 Bernern und Freiburgern in Genf, aber kaum war sie fort, so trieben es die Herren vom "Löffelbund" ärger denn je. Bern und Freiburg antworteten mit dem Jug eines Heeres von 10,000 Mann, das den Herzog zum Frieden von St. Julien zwang. Karl III. versprach, Genf zukünstig nicht mehr zu schädigen. Als Pfand setzte er die Waadt ein, die sofort besetzt werden dürfe, wenn er sein Bersprechen breche. Der Schiedsspruch der Eidgenossen von Panerne vom 31. Dezember 1530 bestätigte diese Absmachungen.

Bom Jahre 1532 weg wurde die Bewegung gegen Genf auch religiöser Art. Ihres Bischofs längst überdrüssig, der nie ihre Interessen, sondern stets jene des Herzogs von Savonen vertreten hatte, waren die Genfer den Reformationslehren von Julius Farel umso zugänglicher. 1533 mußte der Bischof abziehen, am 10. August 1535 wurde die Messe abgeschafft. Freiburg trat von seinem Burgrecht zurück. Die katholischen Orte standen offen auf der Seite der Savoner. So fühlte sich der Herzog gedeckt, begann neuerdings ein Schreckensregiment scheußlichster Art. Rein Genfer durfte sich mehr außerhalb die Stadtmauern wagen.